

Sepp Riedener

Welche Kirche braucht die Stadt?

Erfahrungen eines »Gassenpfarrers«

Wo sich Kirche der konkreten Not zuwendet, wird die Kraft ihrer Botschaft intensiv erlebbar. Diakonie zeigt sich gerade für die Stadtpastoral als unabweisbare, zentrale Aufgabe.

● Wir gehen wohl auf das Ende der konstantinischen Wende zu. Kurt Koch, Bischof von Basel, hat mit Recht einmal gesagt, dass wir, wenn wir als Kirche noch eine Zukunft haben wollen, neue Erfahrungen machen müssen mit Menschen, die die befreienden Bilder der Bibel nicht mehr kennen, die keinen Zugang mehr haben zu den biblischen Botschaften und die den Kontakt mit den kirchlichen Riten und Ritualien verloren haben. – Und so kommt es, dass Kinder und Jugendliche der heutigen Zeit fragen können, was wohl an Ostern geschehen ist, was Fronleichnam zu bedeuten habe und ob Pfingsten ein wichtiges Fest der Christenheit ist.

Die Träume und Visionen von Jesus Christus, wie sie aufblitzen im Gleichnis vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen Samariter oder in der Heilungsgeschichte von der gekrümmten Frau, dürfen doch nicht verloren gehen. Wir brauchen wirklich ein Haus, das unsere Träume noch verwaltet (Steffensky). Aber wie sieht dieses Haus aus? Welche Visionen sollen uns darin begleiten?

Wenn ich nun einzelne Ansätze für eine Kirche in der Stadt entwickle, dann bin ich dazu gezwungen, abgekürzt zu reden. Und darum ist das, was ich schreibe, richtig und sofort wieder falsch, weil es verkürzt und subjektiv ist. Alles bedürfte der Ergänzung, der Erklärung, der Relativierung, der Verdichtung oder der Zuspitzung. Und ich schreibe aus der Sicht eines Theologen, der seit Jahren mit Randgruppen arbeitet und einseitig aus dieser Perspektive seine Überlegungen macht. Ich beschränke mich bewusst auf diese Sicht.

Kriterien

● Woher holen wir die Kriterien für eine zukünftige, glaubwürdige und lebendige Kirche? Die Antwort kann für mich nur lauten: durch eine klare Besinnung auf das eigentlich Christliche. Das eigentlich Christliche ist aber für mich kein Neutrum, sondern eine Person: Jesus Christus. Diesen Jesus Christus (er)kennen wir allein aus den Schriften seiner Zeugen, in den Evangelien. Und diese sollen uns vor Halbheiten bewahren, aber auch vor Einseitigkeiten. Auf diesem Hintergrund sind mir im Zweiten Testament zwei Texte wichtig geworden: einerseits das Na-

zaret-Manifest (Lk 4,16ff), wie es der Lukaskenner Hermann Venetz nennt, und andererseits die Gerichtssituation in Mt 25.

Im Lukastext wird das Lebensprogramm Jesu entworfen: den Armen die gute Botschaft bringen, den Gefangenen die Entlassung und den Blinden das Augenlicht verkünden, die Zerschlagenen frei machen und ein Gnadenjahr Gottes ausrufen. Für Venetz ist es klar, dass es sich hier bei Armut, Unfreiheit und Blindheit um reale Nöte handelt, die nicht vergeistigt werden dürfen. Und wenn Lukas klar unterstreicht: »Heute hat sich dieses Schriftwort erfüllt«, dann bezieht sich dieses Heute nicht nur auf den Tag des Auftretens Jesu in Nazaret. Das Heute bezieht sich auch auf uns. Mit dem Heute muss die Botschaft Jesu stets neu aktualisiert werden. D.h., dass diejenigen, die an Jesus Christus glauben, alles daran setzen müssen, dass die Verschiedenen, die Geschickerten, die Unterdrückten, die Marginalisierten und Sprachlosen heute noch seine heilende Begegnung und sein befreiendes Wort erfahren dürfen und sollen.

Es handelt sich hier nicht um Dienstleistungen, die in der Beliebigkeit der Kirchenleitung, der Pfarreiteams, der Kirchgemeinden oder

»heute noch«

des Seelsorgerates stehen, sondern sie gehören zu den Kerngeschäften unserer christlichen Kirchen – um es in der heutigen, wirtschaftlich geprägten Sprache zu formulieren.

Verstärkend möchte ich eine der anschaulichsten und eindrücklichsten Parabeln, das Bild vom Jüngsten Gericht, hinzuziehen. Es geht um die Einlasskriterien ins Himmelreich. Mit Blick auf diesen Matthäustext spricht J.B. Metz von der christlichen Religion als einer Religion der Mit-Leidenschaftlichkeit. Aus dieser Leidenschaft Gottes, da zu sein für den Menschen in

Not (und das hat er in Jesus Christus zur Genüge bewiesen), muss immer auch eine Leidenschaft der Menschen für ihre Mitmenschen entspringen. Und dann spricht Metz nicht etwa von Mit-leid, sondern von Compassion. »Compassion verstehe ich als Mitleidenschaftlichkeit, als teilnehmende Wahrnehmung fremden Leids, als tätiges Eingedenken des Leids der andern.«¹ Diese beiden Texte – und es gäbe deren mehr, ohne lange suchen zu müssen – helfen mir, Kriterien zu entwickeln für eine Kirche in der Stadt.

Diakonisch und ökumenisch

- Die Stadt braucht eine diakonisch engagierte und ökumenisch ausgerichtete Kirche. Die drei Wesensfunktionen der Kirche: Verkündigung, Liturgie und Diakonie gehören innerlich zusammen. »Kirche konkret entsteht und besteht nur, wo sich diese drei Grundfunktionen durchdringen.«² Über zwölf Jahre war ich in einer Pfarrei als Pastoralassistent tätig und weiß um die Wichtigkeit der sinnvoll gestalteten Liturgie und um eine verständliche und befreiende Verkündigung. Auf diese zwei Wesenselemente können wir auch in Zukunft nicht verzichten. Doch von Gleichwertigkeit der drei Wesenselemente in der konkreten Pastoral kann kaum die Rede sein. Meines Erachtens kommt die Diakonie in der gesamten Pastoralarbeit zu kurz. Wenn ich mich zurückerinnere an meine Zeit als Pastoralassistent in der Pfarrei, dann habe ich bedeutend mehr Energie und Zeit für die Liturgie und für die Verkündigung aufgewendet. Dazu kommt, dass in der theologischen Ausbildung der Bereich der Diakonie kaum ernsthaft als Thema behandelt wurde. Zurzeit werden hier in der Schweiz in der zweijährigen Berufseinführung ganze sieben Halbtage für die diakonischen Fragen eingesetzt ...

Und doch »deuten viele Zeichen darauf hin, dass die Kirche, weltweit gesehen, heute den Hauptakzent ihrer Tätigkeit in der Diakonie zu sehen hat.«³ Im Pastoralen Orientierungsrah-

»**Existenzberechtigung
im diakonischen Dienst**«

men Luzern heißt es: »Die Kirche hat ihre vornehmste Existenzberechtigung im diakonischen Dienst am Menschen.«⁴

Zudem sind für eine große Minderheit des Kirchenvolkes die Leistungen im sozialen Bereich dafür ausschlaggebend, die Kirchenmitgliedschaft nicht aufzukündigen. Mancher zahlt seine Kirchensteuer, nicht weil er gerne wieder einmal am Sonntag zur Kirche gehen würde, sondern weil er die Kirche mit ihren vielfältigen sozialen Dienstleistungen nicht im Stich lassen möchte. Ich kenne Einzelne, die aus der Kirche ausgetreten sind und ihre Kirchensteuern nun direkt dem Verein Kirchliche Gassenarbeit überweisen.

In zunehmender Weise wird die Glaubwürdigkeit der Kirche also über deren sozialen Einsatz in der Gemeinde, aber auch in der Gesellschaft allgemein abgefragt werden. Wir werden je länger je weniger ungedeckte Schecks über unsere unterschiedlichen Kanzeln abgeben können. Sonst produzieren wir Luft aus dem Föhn und das ist zu wenig für eine Welt, die nach Zuwendung schreit ...

Für mich verdichtet sich auch die Überzeugung, dass neben der konkreten Diakonie im Sinne der Einzelfallhilfe ebenso der politischen Diakonie breiterer Raum zugestanden werden muss. Es reicht nicht, den Marginalisierten über den Kopf zu streicheln und sie zu bemitleiden. Wir als Kirche müssen uns einmischen bei strukturellen Fragen der Gerechtigkeit, des Friedens und der Bewahrung der Schöpfung.

Was für mich nicht mehr hinterfragbar ist, ist die Tatsache, dass alle diakonischen Projekte der christlichen Kirchen, die politischen Stellungnahmen, die Öffentlichkeitsarbeit und die Sozialstellen der Pfarreien im Geiste der Ökumene vorbereitet und durchgeführt werden sollen. Hier haben wir die Möglichkeit, ohne jede Einschränkung die Ökumene einzüben und uns vorzubereiten auf die kommende Tischgemeinschaft.

Mystik

● Die Kirche der Stadt braucht eine »Mystik der offenen Augen« (Metz). Christliche Mystik hat zu tun mit Gott, so wie er uns in Jesus Christus begegnet. »Er ist in mir und ich bin in Ihm.« Diese tiefe Gemeinschaft mit Gott, die uns über Gebet, Stille, Gemeinschaft und tätige Liebe geschenkt wird, soll zur Kraftquelle werden für den Auftrag, den wir als einzelne Christinnen und Christen in dieser Welt haben. Nicht von ungefähr steht zu Beginn des Nazaret-Manifests: »Der Geist des Herrn ruht auf mir.« Ohne diesen Geist laufen wir Gefahr, in einen blinden Aktivismus zu verfallen.

Aus diesem Geist heraus haben wir, in Anlehnung an die alte Hôtel-Dieu-Tradition von Beaune (Burgund) ein Gasthaus der besonderen

»**Gasthaus der besonderen Art**«

Art ins Leben gerufen. Diese Tradition verbindet den Sakralraum mit dem Sozial- respektive dem Aufenthaltsraum. Beides gehört wesentlich zusammen, ja bedingt sich gegenseitig.

So haben wir, zusammen mit den Spitalschwestern, die aus der Hôtel-Dieu-Bewegung herausgewachsen sind, mit den St. Anna-Schwestern und mit vielen Freiwilligen einen

alten Gasthof gemietet und zwar im »Armenviertel« unserer Stadt. Wir haben einen Raum eingerichtet, der als Treffpunkt dient für armutsbetroffene, suchtgefährdete, ausgegrenzte Menschen unterschiedlicher Kulturen und Nationen. Unmittelbar neben dem Treffpunkt ist unser Meditationsraum, ein Ort der Stille und des Gebetes, getrennt durch eine Schiebetür, die meistens offen steht.

Die Pflege der Hôtel-Dieu-Spiritualität, diese einzigartige Mystik des ausgehenden Mittelalters, ist uns ein ebenso großes Anliegen, wie die ganz konkrete Hilfe an unseren Gästen. Darum treffen wir uns alle jeweils am Montagabend in einer nahe gelegenen Kirche zum Gebet, das in Anlehnung an Taizé gestaltet wird. Hier liegt unsere Kraftquelle.

Für Marginalisierte

- Die Kirche der Stadt soll für marginalisierte Menschen erfahrbar werden. Es reicht nicht, wenn unsere ausgegrenzten, stigmatisierten, abgeschriebenen und unseren Normen nicht entsprechenden Menschen jeweils nur sonntags in den Fürbitten vorkommen. Es braucht eine Kirche, die nicht nur für sie betet, sondern mit ihnen auf den Weg geht und ein Stück Leben mit ihnen teilt.

Als ökumenisch angestellter »Gassenpfarrer« darf ich die Erfahrung machen, dass die mir anvertrauten Menschen am Rande unserer Gesellschaft dankbar sind für den Verein Kirchliche Gassenarbeit, der in seinen fünf Projekten (eigentliche Gassenarbeit, Aidsprävention, medizinisches Ambulatorium, Gassenküche und Anlaufstelle für Drogen konsumierende Mütter mit Kindern) ihnen ganz nahe ist. Sie, die kaum mehr erwünscht wären in unseren Gottesdiensten und Anlässen, haben ein Anrecht auf eine Wegge-

meinschaft, die von Herzlichkeit, Wärme, Nähe und Zuneigung geprägt ist. So kann und muss es ein erklärtes Ziel unserer Kirche sein, gerade diesen Menschen, den Lieblingen Gottes, jene Wür-

»Anrecht auf eine Weggemeinschaft«

de zurückzugeben, die sie im Laufe ihrer verrückten Biographien verloren haben. Dies kann auf vornehme Art über Sakramentenspendung, über Rituale und Feiern geschehen.

Vor kurzer Zeit starb ein 53-jähriger Mann. Er war eine anerkannte Persönlichkeit auf der Gasse. Er war schwerer Alkoholiker und Kettenraucher. Ursprünglich besuchte er die Kunstgewerbeschule und hat eindruckliche Bilder gemalt. Seine Eltern wollten nicht, dass die Gassenszene zu seiner Beerdigung kommt. So haben wir eine Abschiedsfeier in der Gassenküche angesagt. Diese war randvoll. Drogenabhängige, Alkoholiker, psychisch Kranke, Aidspatienten, HIV-Betroffene ... Sie alle kamen, um Abschied zu nehmen. Wir haben zusammen seine Lieblingsmusik angehört, seine Texte meditiert, seine Freunde haben ihre Abschiedsbriefe vorgelesen in einer Eindrücklichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Das Gassenchörl hat die Feier mit tiefsinnigen Liedern begleitet. Und zum Schluss habe ich alle aufgefordert aufzustehen, einander die Hand zu geben, still zu werden, an Frappe zu denken, ihm alles zu verzeihen – und er soll auch uns verzeihen – und so miteinander das Vaterunser zu beten: Vergib uns unsere Schuld ... Ich ging davon aus, dass zwei, drei verzögert mitbeten würden. Weit daneben: Kraftvoll und tief betroffen sprachen wir als große Gemeinschaft das Gebet des Herrn, das Einzige, das ihnen wohl übrig geblieben ist von ihrer christlichen Sozialisation. Tief beeindruckt und reich beschenkt verließ ich meine »Kirche« ...

Über hundert Kinder von Drogen konsumierenden Müttern sind mir bekannt. Der Kontakt zur eigenen Pfarrei ist schon längst abgebrochen. – Im vergangenen Sommer, in einem Lager, kam während eines Lagerfeuergesprächs die Frage auf, ob ich taufen könne, was ich sofort bejahte. Ein offenes Gespräch brachte dann zutage, dass eine große Minderheit der Kinder nicht getauft ist. Bei Einzelnen konnte Taufe nicht zum Thema werden, weil sie in ihrer Isolation keine Chance hatten, eine Patin und einen Paten zu finden. Mit aller Achtsamkeit habe ich mit den betroffenen Müttern (und Vätern, wenn sie bekannt waren) das Sakrament der Taufe vorberei-

» *betroffen von ihrer ehrlichen Sprache* «

tet. Dazu wurden Freundinnen und Freunde eingeladen, damit es ein Fest werden kann. Als ich zum Schluss der Taufe alle Anwesenden einlud, den Kindern die Hände aufzulegen, sie zu segnen und ihnen einen guten Wunsch mitzugeben in ihr Leben hinein, wurde ich einmal mehr zutiefst betroffen von ihrer ehrlichen Sprache. Während sie ihre Wünsche und Segnungen aussprachen, zitterten ihre Hände und heiße Tränen der Ergriffenheit liefen ihnen über die Wangen ...

Ich denke an den Weihnachtsgottesdienst. Über dreißig Frauen und Männer, die durch eine Sucht oder psychische Erkrankung an den Rand der Gesellschaft gespült wurden, hatten sich in der Gassenküche versammelt, um den Erwartungen, mit denen die Heilige Nacht besetzt ist, zu entgegen. Wir saßen im Kreis, das Gassenchörli half uns, die Weihnachtslieder zu singen, und Kiwi, ein Drogenabhängiger, las das Evangelium: »... und sie fanden keinen Platz in der Herberge ...« Dann erzählten sie, dass sie in der eigenen Familie keinen Platz mehr hätten, wie sie in der Gesellschaft geächtet sind, dass sie kei-

ne Perspektiven mehr hätten und sich fest verwandt fühlten mit diesem Jesus in der Krippe. Nach dieser offenen und aufwühlenden Aussprache nahmen wir ein Stück Brot, haben es gesegnet und alle aßen von diesem einen Brot als Zeichen dafür, dass wir gerade in der Not, draußen vor der Tür, zusammengehören. Eine Weihnachtsfeier, wie ich sie noch selten so intensiv und echt erfahren durfte.

Leid wahrnehmen

● Die Kirche der Stadt hat eine Wahrnehmungspflicht des Leids. Wenn ich die Evangelien aufmerksam durchgehe, so fällt mir auf, wie achtsam Jesus das Leid seiner allernächsten Umgebung wahrgenommen hat. Er hat nicht weggeschaut. Andererseits hat er auch nicht flächendeckend geheilt, sondern nur einzelnen Menschen in Not oder tiefem Leid ganz konkret geholfen.

Das könnte zur Aufgabe einer Diakoniegemeinschaft gehören, regelmäßig, mit offenen Augen durch die Pfarrei/Gemeinde zu gehen und zur Kenntnis zu nehmen, wo und wie die Not zu erkennen ist; wahrnehmen, wie viele Heime (Altersheime, Kinderheime, Kinderhorte, Gefäng-

» *wie schwierig es sein kann, Not zu erkennen* «

nis, trostlose Überbauungen, unbesonnene Wohnungen usw.) auf dem Gemeindeboden angesiedelt sind und wie bestimmte Kinder auf Spielplätzen ausgegrenzt werden.

Ich weiß, wie schwierig es sein kann, Not zu erkennen. Darum habe ich mir zum Ziel gesetzt, jeden Monat ein Mal für den Predigtendienst in eine Pfarrei zu gehen, um das, was ich täglich an Not und Perspektivlosigkeit erlebe, einzu-

bringen in den Gottesdienst und diese Thematik in Verbindung zu bringen mit dem Evangelium. Dabei geht es mir wesentlich um eine Bewusstseinsbildung, um die Weitergabe einer Betroffenheit, um die Sensibilisierung unseres Kirchenvolkes (das oft weit weg ist von Randgruppen der eigenen Stadt) für das Leiden vor der Tür.

Bei diesen Gemeindeeinsätzen ist es mir wichtig, auf eine gegenseitige Bekehrung hinzuwirken. Nicht nur das Kirchenvolk soll einen Schritt auf Menschen am Rande unserer Gesellschaft hin machen, sondern auch die durch Armut und Sucht stigmatisierten Frauen und Männer – sofern es noch geht – sollen es wagen, aus ihrem eigenen Vorurteilsdenken herauszukommen und Schritte zu wagen auf eine Gesellschaft hin, die sie ausgrenzt.

Dabei wollen wir ihnen behilflich sein. Unser Cateringservice der Gassenküche spielt dabei eine große Rolle. Wir machen Pfarreien, Gemeinden, Vereinen und andern Gremien den Vorschlag, dass ein Verantwortlicher der Gassenküche mit Leuten von der Gasse zu ihnen kommt, um das Festessen, den Apéro, die Pri-

mizfeier, den runden Geburtstag und was es sonst zu feiern gibt, festlich zu gestalten samt Vorbereitung und Aufräumen. Das schafft Begegnungen, das baut Vorurteile ab, das ergibt Beziehungen, wenigstens einen herzlichen Applaus

»einen Applaus wert
zu sein«

zum Schluss, der Wunder wirkt über Wochen. Das Gefühl, noch gebraucht zu werden und einen Applaus wert zu sein, schafft Selbstwert, der gerade bei diesen Menschen Mangelware ist. Ähnliche Ansätze verfolgen wir bei den Ausstellungen von der Kunst von der Gasse, die wir in den besten und zentralsten Räumen der Stadt vornehmen.

Zudem ist es mir ein großes Anliegen, mit meiner Randgruppenpastoral nicht eine eigene Welt aufzubauen, sondern integriert zu bleiben in die offizielle Stadtpastoral. Mein Einsatz am Rande der Gesellschaft soll als ergänzende und in die Gesamtpastoral integrierte Aufgabe wahrgenommen und mitgetragen werden.

¹ Johann Baptist Metz, *Compassion. Weltprogramm des Christentums*, Freiburg i.B. 2000.

² Synode 72, Diözese Basel, Sachkommission 8, *Soziale Aufgaben der Kirche in der Schweiz*.

³ Ebd.
⁴ *Pastoraler Orientierungsrahmen Luzern, Grundlagentext*, 43.

Text zu beziehen bei: Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut (SPI), St. Gallen.